

deren Durchbohrung man noch einmal auf eine Sandschicht stößt, mit hinlänglichem Druck, um das Wasser über die Erdoberfläche emporzuheben.

Es sind dies Fragen von allgemeiner Bedeutsamkeit und es verdient gewiß die wärmste Anerkennung, daß die Regierung sich der Aufgabe unterzogen hat, nähere Kenntniß über diese für den Anbau der Haiden so wichtigen Verhältnisse zu erlangen. Sind die örtlichen Verhältnisse einmal bekannt, so wird die Praxis diesen unter den trockenen jütschen Haiden befindlichen Wasserreichthum sich schon zu Nutzen zu machen wissen. Sehr erwünscht würde es, wie schon erwähnt, sein, wenn sich das Wasser durch eigenen Druck an die Oberfläche erhöbe und die Benutzung desselben mithin keine anderen Kosten mit sich führte, als die, welche eine Brunnengrabung oder Bohrung bis in die Tiefe der großen, unter dem Mergel befindlichen Sandschicht verursacht. Wenn sich indess die Verhältnisse auch nicht vollkommen so günstig herausstellen sollten, so ist die Frage doch immer einer Untersuchung werth: ob es nicht thunlich sein sollte, durch wohlfeile künstliche Mittel das Wasser aus diesem unerschöpflichen unterirdischen Behälter an den Tag zu schaffen, um es dann zur Ueberrieselung der Haiden und zu ihrer Umgestaltung in Wiesen und Triften zu verwenden. Giebt es doch hier zu Lande so manche Gegenden, in denen man Windmühlen der einfachsten Bauart anwendet, um niedrig gelegene feuchte Stellen mittelst Pumpen zu entwässern und so den Pflanzenwuchs zu befördern. Wie sollte es dann auf grössere Schwierigkeiten stoßen, umgekehrt Wasser aufzupumpen zur Wässerung trockener Gegenden?

Uebrigens sehe ich mich nicht im Stande, die für diesen Fall entscheidenden Fragen rücksichtlich der hieraus erwachsenden Unkosten genügend zu beantworten und muß dieselben daher den Praktikern zur Entscheidung anheimstellen.

IX.

Ueber Huc und Gabet's Reisen in Ost-Asien.

Vom Dir. Prof. Dr. Meinicke.

Vor einigen Jahren erschien in Paris das Werk des Missionars der Congregation des h. Lazarus Huc, *Souvenir d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846*,

das 1855 Andree in einer deutschen Bearbeitung (Huc und Gabet, Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet zur Hauptstadt des Tale Lama) herausgegeben hat. Es ist die Schilderung einer Missionsreise, welche die beiden katholischen Missionare Huc und Gabet im Interesse ihrer Kirche durch das östliche Asien unternommen haben. Wissenschaftlichen Werth besitzt das Buch leider keinen; es läßt sich nicht entfernt mit ähnlichen Werken protestantischer Missionare (wie den Arbeiten von Ellis, Williams, Gützlaff u. s. w.) vergleichen. Allein wenn man erwägt, dafs in den ganzen weiten Landstrichen zwischen der Ostküste Asiens und dem Uferlande des Amu und Sir, den Ebenen Sibiriens und den Schneebergen des Himalaya, die einzige Route zwischen Kjachta und Peking ausgenommen, kein anderer Punkt in neuerer Zeit von Europäern gesehen und geschildert ist, so muß das schon der Darstellung einer Reise durch einen großen Theil Ost-Asiens von der Ostküste des Continents bis Lhassa in Tibet Interesse verleihen, wenn sie auch durch ihren Werth den Geographen ein großes einzuflößen nicht eben vermag, mindestens so lange wir nicht gründlichere Schilderungen von diesen so wenig bekannten Gebieten erhalten.

Am ausführlichsten sind übrigens in dem erwähnten Werke die Schilderungen der Sitten und Einrichtungen der Völker, deren Gebiete die Missionare durchzogen; sie preisen und rühmen die Tibetaner und vor Allem die Mongolen, sie erheben sie hoch über die Chinesen, allein, wie ich glaube, nicht ohne einige Einseitigkeit. Gegen diese ethmographischen Mittheilungen stehen die Bemerkungen über die Natur und Beschaffenheit der durchreisten Landstriche sehr zurück; dennoch sind diese gerade bei dem gänzlichen Mangel an Berichten der Europäer über das Innere von Ost-Asien vorzugsweise interessant, und ich beabsichtige, sie in einer kurzen Uebersicht zusammen zu stellen und mit den fast nur aus den Nachrichten chinesischer Schriftsteller gezogenen Resultaten zu vergleichen, die sich in den ersten Theilen von Ritters klassischem Werke enthalten finden.

Der Ort, von dem die beiden Geistlichen aufbrachen, He schüy oder das Thal der schwarzen Gewässer, eine der kleinen christlichen Gemeinden, der sie als Lehrer vorgesetzt waren, liegt schon außerhalb der großen Mauer, wahrscheinlich im nördlichen Theile der chinesischen Statthalterschaft Tschingte (s. Ritter Asien I, 139), ohne Zweifel im Gebiet des oberen Sira-Muren und, wie der Anfang des Reiseberichts zeigt, da, wo die Hochebenen der Mongolei sich gegen Osten zum innersten Winkel des gelben Meeres herabzusenken beginnen. Von He schüy begaben sie sich nach dem wahrscheinlich in der Nähe liegenden Pie lie keu, um sich für die Reise daselbst vorzubereiten; dieser Ort gehört zu dem mongolischen Bezirk Uniot, der erst seit zwei Jahr-

hundertern von den Chinesen colonisirt und durch ihre Thätigkeit seiner Wälder beraubt ist, was nach den etwas sonderbar klingenden Angaben einen höchst traurigen Einfluß auf das Klima des Landes ausgeübt haben soll. Doch sind diese Gegenden, die nördlich von den großen, für die Jagden der chinesischen Kaiser reservirten Waldungen liegen müssen, noch angebaut, denn erst 2 deutsche Meilen von Pielieken betraten die Reisenden das offene Steppenland, das die Chinesen Tsaoti (Grasland) nennen. In diesem überstiegen sie einen hohen Berg, an dessen Abhänge im Thale eines prächtigen Flusses die letzte chinesische Wohnung, der Gasthof Yan pa eul, lag; hier legten sie die chinesischen Kleider ab und betraten das Gebiet der Mongolen, deren Tracht und Lebensweise sie annahmen, um desto unbemerkter reisen zu können.

Der Weg führte von Yan pa eul das Gebirge Sain ula (oder das gute Gebirge) hinauf auf steilem, rauhem Wege voller Felsblöcke. Nach 3 Stunden erreichte man die Höhe, eine nach West eine Tagereise breite Hochfläche, die sich hauptsächlich von Nord nach Süd ausdehnt und sicher als der Rand des Hochlandes der Mongolei mit seinen dürrn Grassteppen gegen die bewaldeten, anbaufähigen und gut bewässerten Abhänge im Osten zu betrachten ist. Die Passage dieses Gebirges ist der Kälte, wilden Thiere und Räuber halber sehr gefürchtet; die Reisenden kamen erst am zweiten Tage, nachdem sie auf dem höchsten Punkte des Passes ein Obo (s. Ritter II, 223) gefunden hatten, gegen Westen herab in ein tiefes Thal, mit welchem die mongolische Provinz Geschekten beginnt, ein hügeliges, wohl bewässertes Land mit guten Weidestellen, das nur sparsam angebaut ist und bloß Hafer giebt; es soll auch reiche Gold- und Silberminen haben, deren Bearbeitung aber streng untersagt ist. In dieser Provinz liegt der neuerdings aus einem großen Lamakloster erwachsene chinesische Ort Altan some (der goldene Tempel), von dem eine große Straße durch die Mongolei zum Flusse Kerulan und nach Nertschinsk führt. Nach zwei Tagen hatten die Reisenden Geschekten durchschnitten und erreichten die mongolische Provinz Tschakar (oder Grenzland, s. Ritter 2, 401), in welcher sie am sechsten Tage nach ihrer Abreise von Pielieken nach Tolonnor (die sieben Seen) kamen, einer schon von Timkowsky (s. Ritter 2, 367) erwähnten Stadt, die bei den Chinesen Lamamiao (Lamakloster), auf den neueren Karten mit einem im Lande nicht bekannten Namen Dschonaiman sume (achthundert Klöster) genannt wird. Es ist dies eine der unter den Mongolen entstandenen Colonien der Chinesen, die sich um Lamaklöster gebildet haben, und deren Hauptbedeutung in der Vermittelung des Verkehrs der Chinesen mit den Mongolen und in der Verbreitung chinesischer Bildung unter diesen be-

steht; sie ist noch ausgezeichnet durch ihre Giefsereien von Erzbildsäulen für die buddhistischen Tempel und nimmt am Handel mit den Russen in Kjachta Theil.

Am 1. October 1844 verliesen Huc und Gabet Tolonnor, setzten ihre Reise gegen West nach Kukuhoté (dem Khukhu Khotun bei Ritter) ¹⁾ fort und erreichten am sechsten Tage Schaborteh. Die Gegend um Tolonnor ist dürr, sandig und wasserarm; sie bringt höchstens einige Gemüse hervor. Sobald man die schmutzigen Strafsen der Stadt verlassen hatte, stiefs man auf Hügel von beweglichem Tribsande; später wurde der Boden fester und zeigte Spuren von Vegetation, und in einer Schlucht lagerten die Reisenden an einem Teiche, dessen Wasser stark nach Schwefel roch. Am folgenden Tage setzten sie die Reise durch die öde Grassteppe fort und lagerten in dieser ohne Schutz, von einem heftigen Sturme aufgehalten. Dann führte der Weg zwei Tage lang durch das Gebiet des rothen Banners der Tschakar (s. Ritter 2, 401), eines der acht, in welche dieser militärisch organisirte Mongolenstamm zerfällt; eine weite Ebene mit festerem, nicht unfruchtbarem Boden, der angebaut werden könnte, wenn den Bewohnern der Anbau nicht untersagt wäre, ziemlich gut bewässert durch Teiche und mit üppiger Vegetation bedeckt, belebt von Zelten und Heerden der Mongolen. Nachdem sie dies Gebiet durchschnitten, wurde das Land wieder dürrer; am Abend des fünften Tages nach der Abreise von Tolonnor lagerten sie bei den drei Seen, Teichen mit brakischem Wasser, deren Umgebung mit Salpeter bedeckt ist. Da die Lebensmittel fast aufgezehrt waren, benutzten sie die Nähe der Handelsstadt Schaborteh, einer der chinesischen Colonien im Mongolenlande, die aus dem Verkehr zwischen beiden Völkern entstanden sind, und machten einen Umweg, um diese zu erreichen und das Nöthige einzukaufen.

Von Schaborteh nun führte der Weg zwei Tage lang durch die öde Steppe, am dritten erreichten die Reisenden in derselben große Ruinen einer längst verlassenen Stadt, wie deren in diesen Gegenden auch von anderen Schriftstellern (s. z. B. Ritter 1, 232) erwähnt sind, und die ohne Zweifel aus der Zeit der Mongolenherrschaft des 13ten Jahrhunderts stammen. Bald darauf kamen sie auf die große Karawanenstrafse, die von Peking nach Kjachta führt und bei den Mongolen Kutscheuh dscham (Strafse der Fürstentochter) heifst, weil sie ursprünglich für eine an einen Mongolenfürsten vermählte chinesische

¹⁾ Die Mongolen selbst schreiben Köke Khotan. Die übrigen im Text vorkommenden mongolischen Namen lauten in getreuer Reproduction der mongolischen Schreibart Schira Müren, Ssain Oola, Keschikten, Kerülen, Tschakhar, Tümed, Köke Nôr, Dolôn Nôr, Ongnijut oder Ongnighut. „Weg der Fürstentochter“ ist Güngdschü (chines. Kong-tschu) dsam. Aber saghon (contr. sôn) naiman sume sind nur 108 Tempel.

Prinzessin angelegt sein soll; es ist die bekannte, von Timkowsky so genau beschriebene Strafe, und der von unseren Reisenden erreichte Punkt sicher die von Tinkowsky am 8. November 1820 erwähnte Localität (s. Ritter 2, 367). Am zweiten Tage darauf verließen sie Tschakar und betraten den District Efeh, der früher zu Tschakar gehörte, vom Kaiser Kienlong aber davon getrennt ist, um einem Mongolenfürsten, seinem Schwiegersohne, eine selbstständige Herrschaft zu schaffen. Nachdem sie in Efeh zwei Tage lang gewandert waren, hörte die offene kahle Steppe plötzlich auf; es erhob sich ein Gebirge, mit Tannen und Birken besetzt und von schönen Thälern durchschnitten, in deren einem sie am Abend des folgenden Tages in der Nähe von Tschortschi lagerten, einem der großen Lamaklöster, die bei der Staatsregierung in besonderer Gunst stehen. Die folgenden Tage führte der Weg fortwährend durch das schöne, mit Tannen bedeckte Bergland voll anmuthiger, gut bewässerter Thäler; über den Zusammenhang dieser, Efeh von Tumet trennenden Berggegenden mit denjenigen, die sich östlicher gegen den Rand des Hochlandes, wo es sich zum Tieflande von Nord-China herabzusenken beginnt, erheben, wie mit dem Inschan im Westen, erfahren wir nichts. Nachdem sie einige Tage lang durch das Gebirge gezogen, trafen sie wieder eine Ebene und die Grenze des Districts West-Tumet, das zum Unterschied von dem auf der Ostseite von Tschakar liegenden Ost-Tumet so benannt wird. Dies ist ein sehr fruchtbares, gut bewässertes Land, das alle Getreidearten reichlich hervorbringt, voll wohlhabender, von Bäumen umgebener Dörfer, deren mongolische Bewohner Ackerbauer sind und die Sitten und Cultur, manche selbst die Sprache der Chinesen angenommen haben. Nach drei Tagen erreichten die Geistlichen dann Kukuote (oder die blaue Stadt), die die Chinesen Kuiboatscheu nennen.

Seitdem der Jesuit Gerbillon 1696 diese Stadt besuchte und schilderte (Ritter 1, 230), hat sich ihr Zustand sehr geändert. Sie besteht jetzt aus zwei eine halbe Stunde von einander entfernten, von Feldern und Gärten umgebenen Städten, deren östliche, die Neustadt, schön gebaut und von hohen Wällen umschlossen, das aus 10,000 Mann bestehende Heer, das die Grenze zu beschützen dient, enthält; die Altstadt wird von ausgedehnten Vorstädten umgeben und ist ein sehr belebter, volkreicher Ort, dessen chinesische Bewohner mit den Mongolen der Steppe starken Verkehr treiben. Sie hat 5 große und 15 kleinere Klöster, in denen zusammen mindestens 20,000 Mönche leben. Von Kukuote setzten Hue und Gabet die Reise weiter fort durch ein Land, das an Fruchtbarkeit und Cultur ganz dem übrigen West-Tumet gleich, und erreichten nach zwei Tagen die Stadt Tschagankuren am Hoangho, den sie, um in das Land der Ortus zu kommen, zu überschreiten hatten.

Der Fluß machte ihnen jedoch unerwartete Schwierigkeiten, denn die Zeit des Hochwassers, die, wie bei einem aus Schneegebirgen kommenden Strome nicht anders zu erwarten ist, in den Sommer fällt, war zwar (Ende October) längst vorüber, dennoch war er geschwollen, hatte seine Uferdämme durchbrochen, die Felder weithin überschwemmt und einen großen See gebildet, in dem die Dörfer auf kleinen Höhen gleich Inseln lagen. Unter großen Beschwerden drangen sie durch dieses Uferland und nicht ohne sich zuletzt der Boote bedienen zu müssen, bis zu der Fähre am Uferdamm vor, auf dem sie in einem dem Flußgott geweihten Tempel übernachteten und dann sich über den majestätisch rauschenden Strom setzen ließen. Nicht geringere Schwierigkeiten machte das jenseitige Ufer, bis sie trockenes Land erreichten und bei einem Dorfe von chinesischen Fischern, die bei der Abneigung der Mongolen gegen Fischfang die Erlaubniß dazu von den mongolischen Fürsten erkaufen, ihren Kameelen einige Tage Ruhe schenkten. Dann kamen sie an den Pagagol (oder kleinen Fluß), einen kleinen Nebenfluß des Hoangho, der einem anderen, nach Süd einem Zufluß des Hoangho zuströmenden Flüschen ganz nahe entspringt, und bei hohem Wasser des Hoangho so durch diesen angefüllt wird, daß er mit jenem nach Süd fließenden Flusse einen großen Wasserspiegel bildet. Nicht ohne Mühe wurden sie über diesen gesetzt und betraten nun das Land der Ortus, den zwischen der großen Mauer und dem Mittellauf des Hoangho liegenden District, der von Mongolen bewohnt und in sieben Banner unter kleinen mongolischen Fürsten getheilt wird.

Die Schilderung, welche Ritter (1, 156 ff.) von dem Lande der Ortus entwirft, wird durch die Berichte unserer Reisenden vollkommen bestätigt. Die erste Tagereise führte noch durch Dörfer, die am Pagagol von chinesischen Fischern, weiterhin von einem aus der Verbindung von Mongolen und Chinesen entstandenen Mischvolk bewohnt sind, das in großer Armuth und Schmutz lebt und auf dem dünnen Boden sparsame Felder von Buchweizen, Hirse und Hanf besitzt. Am zweiten Tage hörten die Dörfer auf, es beginnt die kahle dürre Fläche, steinige Schluchten abwechselnd mit Mergelhügeln, der Boden, fast nur beweglicher Sand, trägt kein Gras, nur hier und da wächst dorniges Gesträuch, und die Heerden der Ortus stehen denen der östlichen Mongolenstämme daher auch sehr nach; nur das Kameel gedeiht hier. Dazu fehlt das fließende Wasser, nur in Teichen findet man salzig schmeckendes, übel riechendes Schlammwasser, die Reisenden müssen hier Trinkwasser in Schläuchen mit sich führen. Dagegen ist das Wild häufig, graue Eichhörnchen, gelbe Ziegen (sicher die Antilope der Mongolei), Hasen, schöne Fasanen. Dazu kam, daß das Wetter, welches bisher die Reisenden sehr begünstigt hatte, sich änderte; heftige Schneestürme

traten (Anfang November) ein, der Boden gefror rasch, die Beschwerden des Reisens stiegen immer höher. Erst nach einigen Tagen wurde das Land etwas besser, hier und da trafen die Geistlichen Thäler mit reicherm Boden und guter Vegetation, und in einem solchen erreichten sie das bei den Mongolen hoch berühmte Kloster Rasche tshürin, grade als dort ein großes, mit einer Art Markt verbundenes Fest gefeiert wurde, zu dem Mongolen in großer Zahl und auch nicht wenige chinesische Kaufleute sich versammelt hatten. Von diesem Kloster führte eine gute Landstrasse zu dem Salzsee Dabsun nor, der für das Land der Ortus und mehrere chinesische Provinzen alles Salz liefert. Schon in einer Tagereise von seinen Ufern nimmt der gelbe Boden der Wüste eine weiße Farbe an, die er einem Ausschlag von Salz verdankt; er ist mit kleinen regelmässigen Hügeln und dichtem dornigen Gestrüpp bedeckt und hat viele meist sehr salzige Quellen, zwischen denen sich hier und da auch ganz süsse finden; große Schaf- und Ziegenherden weideten auf diesem salzhaltigen Boden. Der See selbst, ein Becken von einer deutschen Meile Umfang, war damals trocken bis auf einzelne Stellen, an denen Salzquellen entspringen, der Boden, über den sie in der ganzen Länge fortzogen, ein Bett von Steinsalz, das hier auf die kunstloseste Art zum Handel gesammelt wird, darunter sollen grundlose Abgründe mit Salzwasser sich ausbreiten. Vom Dabsun-See aus zogen sie weiter nach Westen durch die Wüste der Ortus. Am vierten Tage lagerten sie an einem Orte, der seinen Namen, die hundert Brunnen, von einer Menge tiefer, mit Wasser gefüllter Löcher hat. Einen Tag später stiefsen sie zufällig auf mongolische Begleiter des Fürsten von Aleschan, der auf einer Reise nach Peking begriffen war, und dies bewog die Reisenden, ihren Reiseplan zu ändern.

Sie hatten nämlich beabsichtigt, das chinesische Gebiet auf ihrem Wege nach Tibet möglichst zu vermeiden und daher aus dem Lande der Ortus in das im Westen vom Hoangho liegende Aleschan zu gehen, um so den Kukunor zu erreichen. Allein jene Mongolen berichteten, daß ihre Heimath das öde Land der Ortus an Unwirthlichkeit noch weit übertreffe und aus hohen, mit Sand bedeckten Bergen bestehe, in denen man Tage lang keine Spur von Vegetation oder Wasser fände, und das nur in einzelnen Thälern den Heerden ein mageres Futter biete; dazu habe die Dürre des letzten Sommers noch die Unwirthlichkeit sehr gesteigert. Daher beschlossen sie, statt die Reise nach Westen fortzusetzen, sich nach Süden zu wenden und hier die chinesische Provinz Kansu zu durchschneiden. Zwei Tage lang zogen sie durch die Wüste, in der sie nur einen Teich mit stinkendem, kaum genießbarem Wasser fanden; dann erreichten sie den Fuß einer Bergkette, deren Gipfel sich in die Wolken verloren, und die sie auf einem

sehr beschwerlichen Passe überstiegen, von dessen Höhe sie den Hoangho majestätisch von Süd nach Nord fließen sahen. Das Gestein dieser Berge nennen sie Granit und Schiefer, es schien durch große Revolutionen über einander geworfen; nach dem Gipfel zu fanden sie viele Muschelversteinerungen und Pflanzenabdrücke. Am Südabhange dieses Gebirges kamen sie zum Hoangho und überschifften ihn, der hier die Grenze der Provinz Kansu bildet; seinem sandigen Ufer nahe fanden sie die kleine chinesische Grenzstadt Schetsuidze, die in einem Winkel zwischen dem Hoangho und den Aleschanbergen am Fusse von dunkeln Hügeln liegt, in denen Steinkohlen gefunden werden.

Die Ufer des Flusses sind um Schetsuidze sandig und seiner Ueberschwemmungen halber un bebaut, weiter ab jedoch fruchtbar. In einer Stunde von jener Stadt passirten die Reisenden die aus elenden Trümmern bestehende große Mauer und betraten nun das eigentliche Kansu, in dem sogleich chinesische Cultur und Industrie in sehr vortheilhafter Weise hervortrat. Das Flussthal ist vortrefflich angebaut, das Wasser durch große Canäle über die Getreidefelder verbreitet, die das ganze Thal bedecken, die Bewässerung der einzelnen Felder durch kleine, aus den Canälen abgeleitete Rinnen trefflich geordnet; Dörfer sind selten, desto häufiger einzelne Gehöfte, um die sich die einzigen Bäume finden. Das Reisen auf den schlammigen Strafsen mit verfallenen Wachthäusern war zwar beschwerlich, dennoch erschien den Geistlichen, die aus der Wüste der Ortus kamen, dies Culturland erstaunlich schön. Ueber die Stadt Pingluhien erreichten sie am zweiten Tage von Schetsuidze aus die berühmte Stadt Ninghia (s. Ritter 1, 165 ff.), deren alte hohe Mauern von Sümpfen umgeben sind; allein das Innere fanden sie armselig und schmutzig, ganze Stadtviertel unbewohnt und verfallen, die Bevölkerung elend und kränklich, Handelsbedeutung hat die Stadt jetzt keine mehr. Von da gelangten sie durch das gut bebaute Land auf schöner Strafsen in zwei Tagen nach der Stadt Tschongwei am Hoangho, die durch Wohlhabenheit und lebhaften Handelsverkehr gegen das verfallene Ninghia sehr absticht; gleich dahinter gingen sie wieder über die, hier in der Nähe des Westufers des Hoangho hziehende Mauer, wo sie blos aus auf einander geworfenen Steinen bestand, und befanden sich nun im südlichsten Theile der Provinz Aleschan auf der großen Strafsen nach Ili, die von Tschongwei aus auf eine kleine Strecke das mongolische Gebiet durchschneidet.

Die Schilderung, welche die Reisenden vom Gebirge Aleschan entwerfen, entspricht den Vorstellungen, die darüber in Europa verbreitet sind, sehr wenig. Es ist eine lange Bergkette aus durchaus pflanzenlosem, beweglichem Sande, in dem die Lastthiere bis zum Bauch versinken; sie scheint durch Anhäufung der aus der großen Wüste

Schamo hergetriebenen Sandmassen gebildet. Der Weg führte zunächst in einem Engpasse hin, den der Hoangho am Abhange dieser Sandberge bildet, und wo sein bis dahin ganz klares Wasser die gelbliche Farbe annimmt, die ihm seinen Namen verschafft hat; auf diesen Engpafs folgte hügeliges Land, in dem sie bei der zierlichen, in einer Art Oase mit fließenden Bächen gebauten Ortschaft Tschanghieschay lagerten. Am folgenden Tage ging der Weg über dürrer Kiesboden, der jedoch einige Vegetation zeigte, zu dem bloß aus Gasthöfen bestehenden, von chinesischen Verbannten bewohnten, durch Raubangriffe gefährdeten Orte Kaotandze, der wie Tschanghieschay seine Lebensmittel aus Kansu bezieht; am Tage darauf gelangten sie wieder über die große Mauer in das chinesische Gebiet bei dem Grenzposten Sanyentsin, der zur Controle über die China besuchenden Mongolen bestimmt ist. Der Weg ging von da durch Kansu nach Südwest über ein hügeliges, fruchtbares, gut bewässertes und schön angebautes Land, das keinen Reis, vorzugsweise Weizen giebt; die Berge sind auch hier reich an Steinkohlen. Die Bewohner dieser westlichsten Provinz des eigentlichen China sind zwar Chinesen, allein, wie Spracheigenthümlichkeiten und Sitten zeigen, ursprünglich mongolischer und tibetanischer Herkunft und erst später durch den Einfluß der höheren Bildung der Chinesen für diese gewonnen; hier und da leben nichtchinesische Stämme unter eigenen, dem Kaiser zinspflichtigen Fürsten in ihrem Gebiete zerstreut. In drei Tagereisen von Sanyentsin kamen Hue und Gabet nach der blühenden Handelsstadt Tschoanglong (oder Pingfang), von da besuchten sie Hokiaoy (das früher Taitungfu hieß), und sahen auf der Strafse viele Steinkohlenfuhrer. Hinter Hokiaoy hörte das Hügelland auf, der Weg führte über das hohe Gebirge Pingken, auf dessen Höhe Nachmittags Schnee fiel, und am südlichen Abhange zu dem Dorfe Laoyapu, wo die Reisenden zum ersten Male statt des bisher stets zum Ofenheizen dienenden Pferdedüngers zerstoßene Kohle gebraucht fanden und die ersten Chinesen stricken sahen. Von da sind fünf Tagereisen nach Siningfu durch ein gut bewässertes und cultivirtes Land auf einer schönen Strafse, nur in der letzten Tagereise vor Siningfu war das Land gebirgig, der Weg der steilen Abgründe halber gefährlich. Siningfu (Ritter 1, 172 ff.) ist eine zwar noch große, allein schlecht bevölkerte Stadt und aus gleichen Gründen verfallen, wie Ninghia, da ihr früherer Handelsverkehr sich nach Tangkeueul gezogen hat. Diese an der Grenze zwischen Kansu und dem Gebiet der Mongolen vom Kukunor am Flusse Keuho gelegene, kleine, aber sehr belebte Stadt, der Mittelpunkt alles Handels der Chinesen mit den Kukunorstämmen, erreichten die Reisenden (im Januar 1845) von Siningfu aus; wenn sie behaupten, zwischen beiden Orten die große Mauer noch zweimal

passirt zu haben, so muß das nach unseren Kenntnissen von diesen Gegenden für ganz unmöglich gelten.

In Tangkeueul wurde die weitere Reise nach Tibet dadurch unterbrochen, daß der chinesische Einfluß hier ganz aufhört, und das Reisen nicht bloß der hohen Gebirge und tiefen Flüsse wegen, die man auf einem Wege von mehreren Monaten nach Lhasa zu passiren hat, sondern auch durch die gefürchteten Raubanfälle der die Gebirge bewohnenden Kolo so gefährlich wird, daß man große Karawanen abwarten muß, um diese Strecke zurückzulegen. Die nächste Gelegenheit der Art bot die große Gesandtschaft, welche sonst alljährlich, seit 1841 nur alle drei Jahre von der tibetanischen Regierung nach Peking gesandt wird, und die trotz der fortwährenden Ueberfälle der Kolo doch den Weg über den Kukunor der chinesischen Hauptstraße nach Ssetschuen vorzieht. Da diese jedoch erst im October ankam, so sahen sich die Geistlichen genöthigt, fast drei Vierteljahre in dieser Gegend zu verweilen und benutzten diese Gelegenheit, die Sprache der Tibetaner zu studiren. Zu diesem Zwecke begaben sie sich in die Provinz Amdo (dieselbe, über deren Lage Ritter [3, 217] noch so wenig genügende Auskunft zu geben vermochte), südlich vom See Kukunor, und fanden in dem berühmten Kloster Kunbum, das an dem Orte, wo der Reformator der lamaischen Religion, Tsong Kaba, im vierzehnten Jahrhundert geboren wurde (Ritter 3, 218), in einem reizenden, bewaldeten Gebirgsthale gegründet ist, Aufnahme. Von da verlegten sie nach drei Monaten ihren Wohnsitz in das eine halbe Stunde davon entfernte Kloster Tschogortan, das am Abhange eines steilen Berges sehr malerisch liegt, und brachten hier den ganzen Sommer zu, freundlich von den Lamapriestern bewirtheet. Diese Gebirgsgegenden südlich vom Kukunor sind von den Stämmen der Sifan (Ost-Tibetaner) bewohnt, unter denen die wichtigsten die bei den Chinesen Hungmao eul (Langhaare) benannten sind, deren Weideplätze an den Ablängen des Bayankharat-Gebirges liegen. Alle diese Stämme sind Nomaden und besitzen große Heerden von Ziegen, Schafen, Pferden und Yak (*bos grunniens*); sie leben in Leinwandzelten, während die Filzjurten und Kameelzucht den Mongolen eigenthümlich sind. Wie bedeutend die Meereshöhe dieser Bergdistricte sein muß, ergibt sich aus den Bemerkungen über das Klima. In Tschogortan war im Mai der Bach noch mit Eis bedeckt und nirgends Grün zu sehen; noch im Juni fiel Schnee und Alles trug Schafpelze, erst im Juli trat starke Hitze und heftiger Regen ein.

Im September 1845 verließen die Reisenden Kunbum, um sich nach dem 4 Tagereisen fernem See Kukunor zu begeben und dort die Gesandtschaft zu erwarten. Der Weg führte durch das Bergland nach

dem Kloster Tansan in einem bewaldeten Thalkessel, dann wird das Land eben und war mit den Zelten der nomadisirenden Mongolen, die im Besitz der Ebenen um den Kukunor sind, bedeckt. Weiter hin wurde es immer fruchtbarer und trug das schönste Gras; in diesem herrlichen Weidelande liegt der Spiegel des berühmten Kukunor (Tsot-nongpo der Tibetaner, Tsing haï der Chinesen oder das blaue Meer), an dessen Ufer sie lagerten und noch einen Monat auf die Gesandtschaft warteten. Der See hat über 100 Stunden Umfang, bittersalziges Wasser und eine der Ebbe und Fluth ähnliche Bewegung; in seinem Westtheil liegt eine felsige unbebaute Insel mit einem Lamakloster, dessen Bewohner nur im Winter, wo das Wasser stets stark gefroren ist, die nöthigen Lebensmittel erhalten, denn Schiffahrt und Fischfang kennen die Mongolen hier nicht. Diese lieben die schönen Weiden auf den baumlosen Ebenen um den See sehr, trotz der häufigen Ueberfälle der räuberischen Kolo; sie zerfallen in 29 Banner unter eingeborenen, dem chinesischen Kaiser zinsbaren Fürsten, deren Gebiet nach Nord bis zum Gebirge Kilianschan reicht.

Der nun folgende Theil des Berichtes über die Reise vom Kukunor bis Lhasa ist um so interessanter, da, wie die bei Ritter (3, 207) gesammelten chinesischen Nachrichten zeigen, diese Theile des inneren Asiens selbst den Chinesen fast gar nicht bekannt sind und der Reisebericht des Jesuiten Gruber 1661 (Ritter 2, 453; 3, 183) sehr ungenügend ist. Leider läßt freilich auch Hue's Bericht hier sehr viel zu wünschen übrig.

Ende October kam die längst erwartete Gesandtschaft an, es hatten sich ihr viele Kaufleute, Pilger und Reisende angeschlossen, so daß die Karawane 2000 Menschen zählte, Tibetaner und Mongolen, mit 18,000 Lastthieren; 200 chinesische Soldaten und 200 mongolische von den Fürsten von Kukunor gestellte Reiter sollten sie bis an die Grenze von Tibet begleiten. Mit diesen zogen die Geistlichen weiter. Anfangs ging Alles gut, so weit die schönen, gut bewässerten Weidenebenen vom Kukunor reichten. Am sechsten Tage kam die Karawane an den aus dem Gebirge Nanschan kommenden Fluß Puhaingol, der in den Kukunor fließt, und hier seicht, aber in 12 Canäle getheilt war; die nicht hinreichend feste Eisdecke des Wassers brachte in der Karawane beim Uebergange die ärgste Verwirrung hervor, das Vorspiel zu den entsetzlichen Leiden und Beschwerden, welchen die Reisenden entgegengingen. Acht Tage später erreichten sie einen anderen seichten Fluß Tulaingol und an seinem Ufer die Ruinen eines von Räubern zerstörten Klosters; bald nachher verließen sie das Gebiet des Kukunor und seine herrlichen Ebenen und betraten das Land der Tsaidam-Mongolen, ein dürres steinigtes Land mit salz- und boraxhaltigem Boden und

sparsamem Graswuchs. Durch dies zogen sie zwei Tage und kamen dann an das Gebirge Burhanbota (Küche des Buddha), dessen Uebersteigung der gefährlichen Dünste halber, die der Boden auf dem Nordost-Abhange aushaucht (wie Huc sagt: kohlenaures Gas), äußerst beschwerlich ist. Beim Herabsteigen trafen sie den ersten Schneesturm. Viel mühsamer fanden sie einige Tage später das Ueberschreiten des Gebirges Schuga, wo die mongolischen Reiter die Karawane verliessen; das Hinabsteigen namentlich durch den tiefen losen Schnee und bei eisigem Winde war sehr angreifend.

Von da steigerten sich die Leiden und Beschwerden der Reisenden bei der Passage über Gebirge, die gewiss zu den höchsten der Erde gehören, und zur Winterszeit immer mehr. Das Land stieg immer höher auf, allmählich verschwand alle Vegetation, die Kälte wurde grimmig, und Thiere und Menschen fielen, ein Opfer ihrer Anstrengungen. Im Anfang December erreichten sie endlich den Fuß des Gebirges Bayankharat, das nach Südosten zieht und die beiden großen chinesischen Zwillingströme im oberen Laufe scheidet, etwas westlich von den Quellen des Hoangho, die sie mit einem Umwege von zwei Tagen hätten besuchen können. Das Gebirge war bis an seinen Fuß mit Schnee bedeckt, doch passirten sie es glücklich und lagerten am Südabhange an einem kleinen gefrorenen See, ihren Lastthieren Erholung zu gönnen. Dieses Gebirge enthält in seinen Schluchten die Wohnsitze und Schlupfwinkel der gefürchteten Kolo, welche Ost-Tibetaner und vor Allem erbitterte Feinde der Chinesen sind, übrigens blos vom Raube leben und selbst nicht immer durch die Heiligkeit der Priester sich von der Plünderung der tibetanischen Karawanen abhalten lassen.

Von jenem Lager am Fusse des Bayankharat an erreichten sie bald das Ufer des Murui ussu (der gewundene Fluß) oder des oberen Yangtsekiang, den sie auf seiner Eisdecke überschritten. Bis dahin war die Karawane noch zusammengeblieben, nun löste sich Alles auf; die, welche Kameele hatten, eilten den langsameren Yak voran. In den Gebirgen, die nun zu ersteigen waren, erreichten die Leiden der Reisenden den höchsten Grad, da die Beschwerden des Weges durch Eis und Schnee, die Erschöpfung der Lastthiere, die fast unerträgliche Kälte und den schneidenden Nordwind noch unendlich gesteigert wurden. Nach mehreren Tagen kamen sie an das höchste dieser Gebirge, Tantla, dessen Abhang sie sechs Tage lang über amphitheatralisch sich erhebende Ketten erstiegen, bis sie endlich eine große Hochfläche erreichten, die sie für die höchste Asiens hielten. Ueber diese zogen sie 12 Tage lang fort, zum Glück bei stillem, sonnigem Wetter, und fanden die Luft sehr dünn. Vom Rande dieser Hochebene war eine wundervolle Aussicht über die spitzen Piks der von ihm ausgehenden Ge-

birgsketten; dann stiegen sie vier Tage lang den Abhang über mehrere sich folgende Ketten hinab und fanden am Fusse des Gebirges große, heiße Mineralquellen. Von da an senkte sich das Land immer mehr, die Kälte nahm ab, man erreichte endlich Ebenen mit Weidboden und die ersten tibetanischen Hirten, die den erschöpften Reisenden, welche zwei Monate lang blos von Thee und Gerstenmehl gelebt hatten, Fleisch verkauften. Dann ging der Weg noch mehrere Tage durch Thäler, in denen tibetanische Hirten ihre Yakheerden weideten, bis sie das erste Dorf am Flusse Napschu (Khara-Ussu mongolisch, oder Schwarzwasser), der ohne Zweifel der obere Lauf des Suktchu ist, erreichten; hier wird noch kein Landbau getrieben. Der felsigen Gegenden halber, die sie nun zu durchschneiden hatten, mußten sie ihre Kameele gegen Yak vertauschen; der Weg nach Lhassa, noch 14 bis 16 Tagereisen, war immer noch sehr beschwerlich, namentlich die Passage durch die Bergkette Koiran, allein das Land doch allenthalben bewohnt von nomadisirenden Hirten; erst einige Tagereisen von Lhassa beginnen Felder und statt schwarzer Zelte Wohnhäuser, und am fünfzehnten Tage nach dem Dorfe am Napschu kamen die Geistlichen nach Pampu, das die Pilger als die Vorhalle der heiligen Stadt Lhassa betrachten, an einem großen Flusse, der zur Bewässerung der schönen Ebene dient; es fiel ihnen auf, daß die Flüsse hier (Ende Januar) nur eine leichte Eisdecke hatten und Niemand Pelzkleider trug. Von Pampu aus brauchten sie 9 Stunden, um einen sehr steilen Berg zu ersteigen, „dessen Erkletterung dem Pilger Sündenvergebung erwirbt“, und als sie die andere Seite herabgestiegen waren, breitete sich Lhassa mit seinen flachen Dächern, Thürmen und Tempeln, von schönen Bäumen umgeben, vor ihnen aus. Am 29. Januar 1846 zogen sie in die Stadt ein, 74 Tage nachdem sie den Fuß des Gebirges Burhanbota erreicht hatten.

In Lhassa fanden sie eine sehr freundliche Aufnahme, und es gelang ihnen, Eingang bei den Einwohnern und einige derselben für ihre Religion zu gewinnen. Dies und ihr Verkehr mit den Angesehensten der Stadt erregte jedoch den Argwohn und das Mißtrauen des Bevollmächtigten der chinesischen Regierung, des aus dem englischen Kriege wohlbekannten Mandarinen Kischen, der nach Gützlaff's Angabe bald nach Hue's Abreise aus Tibet zum Statthalter von Ssetschuen ernannt ist ¹⁾, und dieser erzwang ihre Abreise aus Tibet in Begleitung einer kleinen Abtheilung chinesischer Soldaten. Bei dieser Gelegenheit folgten sie der von der chinesischen Regierung zur Erhaltung ihres Einflusses auf Tibet angelegten Etappenstraße, die von Lhassa gegen Osten nach Ssetschuen führt. Bekanntlich existirt ein 1786 abgefafstes

¹⁾ Gützlaff im *Journal of the Geograph. Soc. of London* XX, 220.

chinesisches Routier, in dem diese große Heerstraße geschildert ist und das den Titel *Wei tsang thu tshi* führt; Klaproth hat es im *Nouveau journal asiatique* übersetzt und Ritter in sein Werk (3, 190 ff.; 252 ff.) aufgenommen. Unsere Reisenden haben es auch in Händen gehabt, ihre Nachrichten zeigen, wie zuverlässig diese chinesische Schilderung ist, und ich werde im Folgenden daher nur das Neue, das in ihrem Bericht enthalten ist, mittheilen.

Sie verließen Lhasa am 15. März 1846 und erreichten am ersten Abend Detsindzug (Detsindzong bei Klaproth); der Weg dahin ging durch ein breites Thal mit vielen tibetanischen Meiereien und Gerstenfeldern, allein noch herrschte der Winter, Ziegen und Yakherden benagten auf den staubigen Feldern die Stengel der Pflanze Tsingkio. Von Detsindzug führte der Weg in demselben Thale aufwärts, höher aber wird es enger von Bergen umschlossen, der Boden steiniger und sparsamer bebaut. Am Abend blieben sie in Midschukung (Medjugung Klapr.), wo die Ulah (Pferde und Menschen, welche die Dorfbewohner für den öffentlichen Dienst unentgeltlich zu stellen verpflichtet sind), gewechselt werden. Von da kamen sie bald zu dem Ausgange des großen Thales und hierauf in eine sehr wilde Gebirgsgegend, wo die Straße sich zwischen steilen Bergabhängen an Bächen und durch Schluchten hindurch wand; dann erreichten sie, wie gesagt wird, den Strom, dem sie früher von Lhasa her gefolgt waren, wieder (was jedoch augenscheinlich ein Irrthum sein muß), folgten ihm eine Zeit lang auf besserem Wege und stießen dann auf das hohe Gebirge Lumari. Der Westabhang desselben war nicht beschwerlich zu ersteigen, desto mühsamer fanden sie das Herabsteigen nach Osten, zwischen Felsen und durch Wälder bei bitterer Kälte und starkem Schneefall. Von seinem Fufs führte der Weg eine kurze Strecke durch ein enges Thal zur Stadt Giamda, einer volkreichen Handelsstadt, in der viele Zeuge aus Wolle und Ziegenhaar gemacht werden, in einer Gebirgsgegend, die herrliche Weiden für die großen Heerden, allein wenig angebautes Land hat und blos Gerste liefert (des von dem Routier bemerkten Reisbaues geschieht keine Erwähnung). Von Giamda aus führte der Weg vier Tage lang durch ein erstaunlich wildes und ödes Gebirgsland, in dem sie Abends bei den chinesischen Wachthäusern rasteten, denn sie fanden kein Dorf, und nur Hirten lebten zerstreut in den Thälern des Gebirges. Am vierten Tage kamen sie über einen großen See, der noch eine dicke Eisdecke trug, zum Posten Atdza; von da aus hatten sie den gefürchteten Geisterberg Lhari zu übersteigen, der bis zu seinem Fufs mit Schnee bedeckt war. Die Yak wurden vorausgetrieben, um den Reisenden Bahn im Schnee zu machen; mit unendlicher Mühe erkletterte man den anfangs mäfsigen, bald inner

steileren Abhang, nicht weniger beschwerlich erwies sich das Hinabsteigen, auf dem der Weg eine ganze Strecke lang über die Fläche eines großen Gletschers führte. In einem tiefen Thal mit einem noch mit Eis bedeckten Flusse blieben sie im Dorfe Lhari (den 30. März).

Von da kamen sie zum Weiler Tsatschuka, in dessen Nähe ein noch gefrorener See und heisse Quellen lagen, und überstiegen am folgenden Tage das Gebirge Schorkula (Nub Konla bei Klapr.), das an Höhe und Steilheit mit dem Lhari wetteifert; allein von seinem Gipfel senkte sich der Weg nur wenig und führte mehrere Tage über die Höhe eines mächtigen Gebirgsstockes, wie deren das ganze Land bis an die Grenzen von Ssetschuen erfüllen; enge Tiefthäler, zu denen der Weg längs schauerlicher Abgründe hinabführt, unterbrechen diese Berge; keine Phantasie vermag die Furchtbarkeit dieser Gebirgswege sich auszumalen. Erst von Alanto wurde das Land wegsamer; die Strafe führt durch dichten Tannenwald abwärts zu dem großen Dorfe Langkistung, das sehr malerisch in einer reichen, gut bebauten Ebene liegt und daher seinen chinesischen Namen Kinkeu (Goldschlucht) führt. Hier mußten sie drei Tage warten, bis durch vorausgesandte Ochsen in dem Schnee, der das zu passirende Tanda-Gebirge tief bedeckte, Bahn gemacht war; dennoch fanden sie die Beschwerden der Passage des vielen Schnees, der steilen Abhänge und eines eisigen Schneesturms halber entsetzlich. Vom Dorfe Tanda am Ostabhange dieses Gebirges an kamen sie durch die sogenannte Ebene Piampa, — wenn ein Land voll Berge und tiefer Schluchten wirklich Ebene genannt werden kann, — aus ihr, einem Bache folgend, zum Posten Lhadze, dann über das hohe Gebirge Dschackla (Yaming ti schan der Chinesen), das sehr gefürchtet ist, allein den früher erstiegenen nicht gleich kam, nach dem Posten Barilang. Von diesem führte ein nicht beschwerlicher ebener Weg zu der kleinen Stadt Schobando, die an einem Berge liegt, von einem schmalen, tiefen Flusse umgeben, und von da ging es durch Gebirge, die mit Tannen und Stechpalmen bedeckt sind, nach dem Dorfe Kiayukiao hoch oben am Steilabhange über dem Thale des Suktschu.

Dieser Fluß, der auf den Karten und bei Ritter (3, 225) Omsiu heißt (was auf einer Verwechslung mit dem Flusse bei Tsiamdo beruht), ist wahrscheinlich der oben erwähnte Naptschu und nach chinesischen Berichten ein Zufluß des gleich zu erwähnenden Dsatschu, während ihn Klaproth für den oberen Lauf des hinterindischen Saluaen hält. Er ist hier ein breiter, schneller Strom, der im tiefen Thal zwischen zwei Bergketten hinströmt; er hatte kurz zuvor die Brücke fortgerissen, die Reisenden passirten ihn daher auf einem Flosse. Von da erreichten sie den Posten Wahotschäi (Wehotschäi Klaproth), wo

starker Schnee fiel; dies erleichterte den Uebergang über das im Osten sich erhebende Hochgebirge, dessen Gipfel eine breite Hochfläche bildet voller Schnee und Eis; von dieser stiegen sie herab nach dem Posten Ngendatschaï und hatten alsdann noch drei Tage auf den furchtbarsten Gebirgswegen zurückzulegen, bis sie die Stadt Tsiamdo, die Hauptstadt der Provinz Kham, erreichten (den 20. April). Sie liegt in einem Thale, von hohen Bergen umgeben, zwischen den beiden Flüssen Omschu und Dsatschu, die sich bald darauf vereinigen und den Yalong kiang bilden, welcher Fluß gewöhnlich für den oberen Lauf des großen Stromes von Kambodscha gilt, allein wahrscheinlich der in den Bramaputra fallende Dihong ist. Die Stadt ist volkreich, doch im Verfall, der sandige Boden der Umgegend giebt blos Gerste. In dem großen Kloster dabei residirt der Lama Hotuktu, der als der weltliche Beherrscher der Provinz Kham angesehen wird.

Die Gegend, welche die Reisenden östlich von Tsiamdo durchschnitten, ist der im Westen von dieser Stadt sehr ähnlich, doch zeigten sich hier bis zum Kinschakiang die Gebirgsbewohner gegen die Forderungen ihrer chinesischen Begleiter weniger gefügig und lieferten die Lastthiere nicht mehr umsonst. Die erste Tagereise führte über hohe Berge, zwischen denen tiefe Thäler liegen, nach Paotun; von da ab sieht man nichts als wilde, fast nackte Kalksteinberge, oft mit schneeweisem Marmor, während westlicher blos Granit sich findet. Von Paotun kamen sie über den Posten Bagung nach dem kleinen, mit Wäldern von Cypressen und Stechpalmen umgebenen Dorfe Wangtsa und dann nach Gaya, das in einem gut angebauten Thale liegt. Nicht fern davon ist Angti, wo sie ein starker Schneesturm fünf Tage lang aufhielt; dann überstiegen sie das Gebirge Angti und erreichten die Stadt Djaya, die Residenz eines kleinen Gebirgsfürsten, wie deren in diesen Bergen mehrere sind, der mit dem Hotuktu von Tsiamdo in Krieg lag. Von Djaya aus war der Weg weniger beschwerlich und die Dörfer zahlreich. Sie erreichten über Adzuthang das kleine Dorf Schepankeu (Chypan Keou Klapr.) oder Schieferthal, in dessen Nähe viele Thonschieferbrüche sind; der Bach des Thales führt Goldsand. Von dort kamen sie nach Kiangtsa, wo sie zum ersten Mal ein milderes Klima trafen; hier hatten nur noch die Bergspitzen Schnee, die Abhänge sind weniger steil, die Thäler fruchtbar und mit reicher und üppiger Vegetation bedeckt, — es war klar, dafs man sich einem wirthlicheren Lande näherte. Vier Tagereisen weiter erreichten sie den Kinschakiang (Goldsandstrom), wie hier der Yangtsekiang heifst; er flofs in schmalen Bett zwischen steilen Bergwänden mit heftiger, Eisschollen führender Strömung; sie folgten ihm eine halbe Tagereise abwärts und schifften dann zur Station Tschupalung hinüber. Von da

überstiegen sie den rothen Berg und übersahen von seinem Gipfel die reizende Ebene von Bathang, die gegen die Gebirgswüsten umher den schärfsten Gegensatz bildet.

Es ist eine große Ebene mit so mildem Klima, daß Hue sagt, er habe hier seit zwei Jahren zum ersten Male Schweiß gefühlt und Wärme ohne Hilfe des Feuers empfunden, dabei mit so fruchtbarem Boden, daß er jährlich zwei Ernten (Reis und alle Cerealien) und alle Früchte der gemäßigten Zone im Ueberfluß giebt. Die Stadt ist volkreich, die Einwohner Tibetaner, obschon die Grenze der Provinz Ssetschuen hier schon auf dem Westufer des Kinschakiang liegt; diese tibetischen Districte stehen unter besonderen, dem Kaiser zinspflichtigen Häuptlingen. Unter den Tibetanern leben aber hier, wie schon in Kiangtsa, viele chinesische Colonisten, welche hauptsächlich die Landbauer sind. Aber diese reizende Ebene ist nur eine Oase in den Gebirgswüsten. Von der Stadt aus reichte sie nur eine Tagereise weit; dann führte der Weg durch eine Schlucht auf eine mit Schnee bedeckte Hochfläche, und über diese kamen die Reisenden unter eisigen Regengüssen nach Taso (Tasothang Klapr.). Von da ging der Weg durch den schönsten Kieferwald, den sie noch in Tibet gesehen, nach Samba (Lyteng samba Klapr.), das in einer hübschen, gut bewässerten Gegend liegt, und drei Tage später erreichten sie die Stadt Lithang (Kupferebene) am Abhange eines Hügels in einer großen, allein nicht fruchtbaren Ebene, in der man bloß Gerste baut. Von da bis zur Stadt Tatsienlu sind acht Tagereisen; das Land ist hier so gebirgig und wild, wie gegen Lhassa hin, Berg folgt auf Berg, Abgrund auf Abgrund; das Klima ist kalt und rauh, Schnee lag allenthalben in Fülle; noch der Berg vor Tatsienlu war (im Juni) tief damit bedeckt. Doch wurde nach Osten zu das Land immer stärker bewohnt. Eine Tagereise Ost von dem großen Dorfe Makiandsung setzten sie über den breiten und reißenden Yalungkiang, einen großen Zufluß des Yangtsekiang, dessen Quellen denen des Hoangho nahe liegen. Bei Tatsienlu hört die tibetische Bevölkerung auf, die chinesische beginnt mit ihrer eigenthümlichen Cultur; die Geistlichen verließen ihre Pferde und setzten die Reise nach Tschingtufu, der Hauptstadt von Ssetschuen, in Pankinen fort.

Hiermit schließt ihr Bericht, der trotz seiner Dürftigkeit mindestens schwache Andeutungen von der gewaltigen Großartigkeit dieser Hochgebirgslandschaften giebt.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [NS_1](#)

Autor(en)/Author(s): Meinicke Karl Eduard

Artikel/Article: [Ueber Huc und Gabet's Reisen in Ost-Asien 221-237](#)